

ferspanners und der Forleule (*Geometra piniaria* und *Noctua piniperda*) zu verzehren, und wo eine solche Schaar einfällt und längere Zeit verweilt, da räumt sie sehr merklich unter diesen forstlichen Feinden auf. In älteren Werken und aus diesen aufgenommen auch noch in neueren Schriften wird solches an und im Boden liegende Gewürm wohl als „Erdmast“ bezeichnet. Die Unterscheidung von Baum- und Erdmast stammt aus der Zeit, wo noch unsere Wälder einen grösseren Werth wegen ihres Reichthums an Mast (Eicheln und Bucheln) als wegen ihrer Holzproduction hatten. Es bestand damals die ausgedehnteste Berechtigung der Weide in den Wäldern. Das Halten bedeutender Schweineherden war von dem Vorhandensein und dem Ausfall der Eichel- und Buchelmast abhängig. Diese wurde als „Baummast“ bezeichnet, dagegen alles Uebrige, was nicht auf den Bäumen gewachsen war, und von den Schweinen als Nahrung aus dem Boden aufgebrochen wurde, z. B. alles Wurzelwerk, sowie Larven und Puppen, hiess „Erdmast“. — Diese Arbeit der Rothdrossel auf „Erdmast“ lässt sich bei offenem Boden noch längere Zeit nachher mit Sicherheit richtig aussprechen. Mit der Verwundung der oberen Bodenschichte durch Streurechen oder Brechen der Schweine ist freilich das Verwerfen der oberen Bodendecke (Nadelabfall) durch diese Drossel nicht zu verwechseln. Allein auch von den Folgen des Stechens der wurmenden Waldschneppfe ist es zu unterscheiden. Diese letztere wendet die obere Nadel-, beziehungsweise Laublage schollenweise um, die Drosseln dagegen schleudern dieselbe mit dem Schnabel in kleinen und kleinsten Partien wirr auseinander. — Bis jetzt ist mir noch keine Gelegenheit geboten, diese sehr nützliche Arbeit, der Rothdrossel aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Nur am Boden unserer Buchenaltbestände traf ich wiederholt Rothdrosselschaaren, welche die Laubdecke in der bezeichneten Weise verwarfen. Ich habe nicht verfehlt, jedesmal einige Individuen zu erlegen, welche freilich nur indifferente Käferchen, Schnecken Scolopender, Tausendfüsse u. dgl. daselbst aufgelesen hatten und auch nur solche dort finden konnten.

Nach Vorstehendem bin ich nicht in der Lage, die Drosseln im Allgemeinen zu denjenigen Vögeln zu rechnen, welche uns durch ihre Insectenvertilgung wirtschaftlichen Gewinn bringen. — Dass dieses von den eben erwähnten Schaaren nicht gilt, welche in die stark raupenfrässigen Bestände einfallen, dass diese möglichst vor jeder Beunruhigung geschützt bleiben müssen, ist selbstredend.

Ueber Farbe und Zeichnung.*)

Von A. V. Curry, Wien-Währing.

(Nachdruck verboten.)

Still und unbemerkt, aber alles umfassend und grossartig in seinen Zielen, währt ein beständiger Kampf im Bereiche der ganzen organischen Welt, von der ersten Stunde der Geburt an bis zum Untergange jeden Wesens, ringen in dem kurzen Ab-

schnitte zwischen Entstehen und Vergehen unausgesetzt zwei Gegenkräfte, die Eine um das Sein, die Andere um's Nichtsein. — Aber in Mitten dieser Wahlstätt der grossen Natur durchwindet sich in ungestörtem Kreislaufe der unversiegbare Strom des ewigen Lebens und ein in seinem Ursprunge unbekannter, in seinen Wirkungen unbegrenzter Trieb drängt den winzigsten Keim, die unscheinbarste Zelle zum Ziele der Vervollkommnung, nach einer tiefgreifenden, wunderbaren Ordnung der Natur, dem grossen Gesetze der Entwicklung.

Sowie der mächtigste Strom, in seinem Ursprunge eine unscheinbare Quelle auf lauschigem Felsenhange, sich nach und nach erweitert, um am Ende seines Laufes als Riese seiner Art in den Ocean zu münden, so entwickelt sich, seit unser hochbetagter Erdball im weiten Himmelsraume hinrollt, alles Leben, das wir schauen, jede Pracht, die wir bewundern, aus Uranfängen der unscheinbarsten Art.

Welche Wandlungen müssen sich an unserer Vogelwelt vollzogen haben, seitdem der Urerzeuger dieser Thiergattung von den Wirbelthieren abzwigte, um im Haushalte der Natur die ihm eigenthümliche Bestimmung zu erfüllen. — Die aus dem Schutte von Jahrtausenden emporgeschafften Reste jenes Vogels, der noch den Reptilienschwanz der Eidechse getragen, führt uns zu jenem Stadium der Entwicklung zurück, wo unser Vogel noch etwas ganz anderes und lange nicht dasjenige gewesen, was er heute ist.

Ich habe mir's zur Aufgabe gestellt, durch die vorliegende Abhandlung möglichst kurz die Wege anzudeuten, auf welchen im Laufe grosser Zeitepochen alles Leben, jede Pracht aus unscheinbarsten Anfängen zur wunderbarsten Entwicklung gelangt ist; ich will die Mittel der Natur anführen, welche nothwendigerweise wirksam waren, um nach langsam fortgesetzten Abänderungen aus dem Vogelkleide das zu bilden, was wir heute schauen, und folge dabei jenen logischen Gesetzen der Natur, durch deren Entdeckung Ch. Darwin, Spencer, Wallace und andere unsterbliche Geistesgrössen am Pfade geistigen Fortschrittes das Licht der Wahrheit angezündet haben.

Es ist nicht möglich, sich bei Behandlung des vorstehenden Themas lediglich auf Hühner oder Tauben zu beschränken, die Geburtsstätte aller Farbenpracht ist die lebende Wildniss der Natur und aus dieser müssen wir zur Illustration die auffallendsten Beispiele herausgreifen. Bevor ich aber dazu schreite, will ich zum Zwecke allgemeinen und leichteren Verständnisses vorerst einige Ausdrücke erklären, nachdem sich dieselben im Laufe dieser Zeilen voraussichtlich öfters wiederholen werden.

Das Wort „Zuchtwahl“ ist schon längst Allen geläufig und findet im Bereiche aller Thierzucht dadurch praktische Bethätigung, dass wir von der Nachzucht immer nur dasjenige auswählen, was den an die betreffende Rasse gestellten Anforderungen am besten entspricht; die Wissenschaft nennt dies die künstliche Zuchtwahl. — Im Reiche der lebenden Wildniss übt mit unerbittlicher Consequenz die Natur aus, was im vorgehenden Falle wir ge-

*) Da ich zu den Gegnern der Decendenz-Theorie gehöre, bin ich mit den Ansichten Herrn Currys nicht einverstanden. Pelzeln.

than, in grossen Zeiträumen erreicht sie, was uns oft schon schnell gelingt, wunderbar passt sie das Wesen den Bedürfnissen und Bedingungen des Lebens an, aber sie erreicht ihre grossen Wirkungen in absoluter Herrschaft einzig und allein durch Leben oder Tod. Dasjenige, was im fortgesetzten Kampfe um die Existenz mit grösseren Vortheilen ausgestattet ist, besiegt die minderen Individuen, die letzteren verschwinden dann, die anderen aber bleiben am Leben und überliefern ihre Vorzüge nach dem Principe der Vererbung ihren Nachkommen, dies ist die natürliche Zuchtwahl. — Und betrachten wir im überwiegenden Theile unserer Vogelwelt den Unterschied zwischen Männchen und den Weibchen und ziehen die auffällige Begierde in Betracht, mit welcher sich die Männchen um die Weibchen zu bewerben pflegen, so finden wir die Thatsache heraus, dass die Weibchen die Wahl haben und immer die lebhafter gefärbten und lebensfähigeren Männchen vorziehen, was uns zu dem Schlusse leiten muss, dass die mit solchen Vorzügen ausgestatteten männlichen Thiere stets mehr Aussicht haben werden, Nachkommen zu hinterlassen und diesen ihre Superiorität zu vererben, als die minderen Individuen; und dies vollzieht sich durch die geschlechtliche oder sexuelle Zuchtwahl.

Unter allen Thieren, die wir kennen, sind die Vögel am ästhetischsten. Ihre geistigen Fähigkeiten weichen fundamental keineswegs von den unserigen ab; sie haben ein starkes Beobachtungsvermögen und Geschmack für das Schöne sowohl hinsichtlich der Farbe, als der Töne. Was ihnen gefällt, das gefällt auch dem Menschen; entzückt uns doch so sehr ihr lieblicher Gesang und schmücken die Frauen sowohl wilder als civilisirter Menschen ihre Köpfe mit natürlich schön gefärbten Federn und mit Edelsteinen, welche kaum glänzender gefärbt sind, als die Fleischlappen und Hautanhänge vieler Vögel. — Der Rabe, wie die schwatzhafte Elster, sie stehlen durch ihren Schönheitssinn gereizt unseren unverwahrten Schmuck, die Lerche schießt aus weitem Aetherblau herab zum hellglänzenden Spiegel und wenn wir Gould's Beschreibung lesen über die Nester mancher Colibris, oder seine Schilderungen der wunderbar geschmückten Sammelplätze vieler Laubenvögel, da erstaunt unser Verstand über die Thatsache, dass ein schlichtes Vöglein solcher Architektur fähig ist. — Als im Wiener Thiergarten ein männlicher Silberfasan, welcher Sieger war über all' seine Rivalen, sein ornamentales Gefieder verletzt hatte, da wandten sich die Weibchen sofort von ihm ab und es ist ihm nimmermehr gelungen, seine frühere Position wieder zu erobern. Und unsere Täubinnen verlassen sofort ihre Täuber, wenn diese durch Unpässlichkeit auser Stande sind, zur Heckzeit ihre iridescirende Brust, mit männlichem Stolge zu entfalten.

Dieser ausgeprägte Schönheitssinn wird von Seite der Männchen durch verschiedene Geberden ausgedrückt und geschieht dies zu dem Zwecke, um bei ihrer Brautwerbung dem Weibchen zu gefallen. Wenn an einem Frühlingstage plötzlich ein Sperlingschwarm daherschießt und sich laut

zwitternd am nächsten Baume niederlässt, da sehen wir, wie um ein ruhig dasitzendes Weibchen alle Männchen mit rückgelegten Köpfchen, gesenkten Flügeln und hochgehobenen Schweiffedern herumstolzieren; sie bemühen sich dabei mit augenscheinlich grossem Eifer, ihre schwarze Kehle, die weissen Flügelbinden und alles zu entfalten, was sie nach ihren ästhetischen Begriffen sonst noch Schönes haben. Der Gimpel steht mit hochgehobenem Kopfe ruhig vor dem Weibchen, um die rothe Brust zu zeigen, dann aber will er auch den schwarzen Schmuck entfalten und macht zu diesem Zwecke beim Senken seines Kopfes die wunderlichsten Complimente, er dreht dabei die schwarzgefärbten Schwanzfedern derartig bald rechts, bald links, dass dieselben mit der gewöhnlichen geraden Richtung beinahe einen rechten Winkel bilden. — Unsere Täuber zeigen die iridescirenden Hals- und Brustfedern und drehen sich unter Girren vor dem Weibchen. — Am grossartigsten entfaltet aber der männliche Argusfasan bei der Brautwerbung sein stattliches Gefieder. Er senkt den Kopf zur Erde, hebt die wunderbar gefärbten Schwanz- und Flügel-federn hoch empor und breitet letztere in einer solchen Weise aus, dass die höchste Kunst des Menschen nicht im Stande wäre, dieser grossartigen Farbenpracht eine so wirkungsvolle Geltung zu verschaffen, als wie es dieser Vogel thut. — Bei unserem Haushahne ist das Hofmännchen von ganz merkwürdiger Art, denn er breitet dabei gerade den der Henne abgekehrten Flügel aus, indess wirkt er mit der Stimme mit, so dass hier Vokal- und Instrumentalmusik in Wirksamkeit zu treten scheint, was uns nicht verwundern darf, wenn wir unter vielen ähnlichen Erscheinungen den Specht betrachten, welcher das Weibchen dadurch bezaubert, dass er mit dem Schnabel in schwingender Bewegung so rapid auf Zweige oder Steine schlägt, dass der Kopf zugleich auf beiden Seiten zu sein scheint, oder wenn wir den Wiedehopf in's Auge fassen, der nachdem er Luft einzog, seinen Schnabel senkrecht auf Steine oder Aeste schlägt, wobei in Verbindung mit der ausgestossenen Luft ein so merkwürdiger Laut entsteht, dass dessen Herkommen wohl Niemand auch nur vermuthen würde, der ihn zum erstenmale gehört hat.

Nachdem bei unseren Zugvögeln die Männchen immer ziemlich lange vor den Weibchen anzukommen pflegen, so finden zwischen diesen — wie im ganzen weiten Thierreiche überhaupt oft die heftigsten Kämpfe um die Weibchen statt. — Bei den Vögeln siegen stets die lebhafteren und zierlicher gefärbten Männchen, bei den Säugethieren nur die Stärkeren. — Und dieser Umstand hat wohl immer, bei der Entwicklung der Farbenpracht die oberste Grundlage gebildet. — Nun fragt man sich aber, wie es kommt, dass nur die Männchen allein schön geworden sind, während die Weibchen fast allgemein ihr schmuckloses Gefieder beibehalten haben. Wallace der grosse Forscher sagt hierüber, dass nach dem Vererbungsprincipe beide Geschlechter geneigt haben müssen, ein ornamentales Gefieder zu erlangen, doch sei dies bei den Weibchen durch natürliche Zuchtwahl ganz oder theilweise gehemmt worden, weil sie sonst als zu auffällig, während

des Brutgeschäftes leicht eine Beute fleischfressender Raubthiere geworden wären. Und dies trifft auch thatsächlich zu und findet keine Widerlegung durch die Existenz von Vogelarten, bei welchen — wie dies bei Pagageien u. a. der Fall, — beide Geschlechter schöne Farben zeigen, denn solche brüten sicher in gut schützenden Höhlen oder kuppelförmig gedeckten Nestern, wo ihnen die auffallende Färbung des Gefieders nur wenig oder gar nichts schadet.

Gewöhnlich sind die Männchen heller, die Weibchen dagegen dunkel gefärbt und tritt bei einer Gattung das Umgekehrte ein, dann finden wir sicher auch eine völlige Umkehrung des ganzen Brutinstinktes vor, wie nicht minder auch der moralischen Anlagen des Thieres, indem dann die Männchen brüten, während die Weibchen — wie z. B. bei den indischen Wachteln — sich in Schwärmen sammeln und herumziehen; auch sind in solchen Fällen die Weibchen zanksüchtiger und raufen sich um die Männchen, welche ihrerseits die Wahl üben und sich solche Weibchen nehmen, welche schöner im Gefieder sind.

Natürliche Zuchtwahl hat im gesammten Thierreiche, besonders aber in der Vogelwelt viel zur Färbung des Gefieders beigetragen; fast alle Vögel haben oben dunkleres Gefieder als am Unterleibe und sind solche — welche beständig auf der Erde leben — wie Lerchen, Wachteln, Rebhühner und Bekassinen etc. — in beiden Geschlechtern zumeist gleichgefärbt erhalten worden, wo dies aber nicht der Fall, dort finden wir das helle und auffallendere Colorit auf die Kehle-, Brust- und Abdominalfläche beschränkt, welche völlig verdeckt wird, wenn sich der Vogel duckt oder beim Brüten in seinem Neste sitzt. — Die Vögel der Sahara tragen sämmtlich die Isabellfarbe des Wüstensandes und sind dadurch geschützt vor den Blicken ihrer Feinde.

Zwischen alten und jungen Vögeln finden wir hinsichtlich der Farbe zumeist einen Unterschied vor und weichen die Jungen diesbezüglich häufig von ihrem Vater ab, währenddem sie ihrer Mutter ähnlich sind. Auch hier hatte die natürliche Zuchtwahl zu allen Zeiten wohlthätig gewirkt, indem die jungen Thierchen, so lange sie unerfahren waren, von jeder auffallenden Färbung bewahrt wurden, während solche, welche frühzeitig auffallend gefärbt waren, eine Beute ihrer Feinde wurden, noch bevor sie in die Lage kamen, diese zeitliche Vererbungsart auf ihre Nachkommen weiter zu vererben.

Zwischen der Vererbung und dem Zeitpunkte der Entwicklung liegt ein eigenthümlicher Zusammenhang, denn in der Mehrzahl der Fälle können wir die Thatsache entdecken, dass, wenn bei einem Jungen irgend ein Charakter schon frühzeitig im Leben aufgetreten, er sich auf beide Geschlechter zu vererben pflegt, tritt er dagegen erst im späteren Leben also nach der Mauser auf, dann vererbt er sich nur auf dasjenige Geschlecht, bei welchem er zuerst erschienen ist. — Die Spanier zeigen schon frühzeitig die Spuren eines Kammes, welcher dann auch thatsächlich bei Hahn und Henne ziemlich stark entwickelt wird; ebenso ist es mit der Kampfsucht, welche sich schon sehr zeitlich zu zeigen

pflegt und sich später thatsächlich auch bei Hennen derartig entwickelt, dass man sie bei Ausstellungen getrennt halten muss. Dagegen vererbt sich der Kropf bei der Kropftaube, die Fleischlappen der englischen Botentaube, die Farbenpracht des Pfauhahnes, wie die vieler Fasanen, das Roth des Dompaffens und Hänflings oder das Grün des Zeisigs erst im späteren Leben und vererbt sich demgemäss lediglich auf das männliche Geschlecht. — Der Almondzüchter, welcher die bunte Farbe des Gefieders mit grösserer Sicherheit auf beide Geschlechter vererben will, hat zur Zucht solche Vögel auszuwählen, welche die vielfarbige Zeichnung schon frühzeitig, also noch vor der ersten Mauser zeigten. Wendet er aber z. B. Tauber an, die erst nach einer oder mehreren Mautern bunt geworden, dann bekommt er eine Nachzucht, bei welcher die vielfarbige Zeichnung sich nur auf das männliche Geschlecht vererbt, wie ich's bei den meisten Züchtern und meinen eigenen diesbezüglichen Versuchen thatsächlich gefunden habe.

Sind bei Vögeln die Eltern gleich gefärbt, dann gibt es mit Bezug auf die Farbe ihrer Jungen zweierlei; in circa einem Drittel der Fälle haben die Jungen ein von den Eltern völlig abweichend gefärbtes Federkleid, z. B. alte Schwäne sind weiss, ihre Jungen dagegen schiefergrau, bei den Rothkehlchen sind die Eltern roth, die Jungen dagegen olivengrün und dunkelbraun gefärbt — In den übrigen Fällen aber tragen die Jungen dasselbe Federkleid wie die Alten, nur ist der Ton der Farbe matter, wie bei den Raben, Elstern, beim Zaunkönig und bei unseren gescheckten oder einfarbigen Tauben.

Der Flaum der Jungen besteht bekanntlich aus den Spitzen der nachkommenden wirklichen Federn und steht zur Farbe derselben in einer eigenthümlichen Correlation, indem er bei gelber und kaffeebrauner Farbe in vielen Taubenrassen völlig fehlt. Ich habe über die Ursache dieser Erscheinung öfters nachgedacht, muss aber — wie uns dies im Bereiche der Natur so häufig widerfährt, meine völlige Unwissenheit eingestehen.

Dunkles Federkleid ist unzweifelhaft durch natürliche Zuchtwahl, zum Schutze erlangt worden. Sind aber beide Geschlechter so gefärbt, dann haben die Männchen im Laufe langer Zeiträume durch die Wirkung der geschlechtlichen Zuchtwahl die Farbe ihrer Schnäbel oder der Gesichtshaut abgeändert, damit sie für die Weibchen anziehender erscheinen; wir finden dies beim Auerhahn und Birkhahn, der männlichen Amsel und vielen anderen Vogelarten.

In der Wildniss tritt die geschlechtliche Zuchtwahl mit der natürlichen häufig in Conflict, denn während die erstere die Entwicklung und Steigerung der Farbenpracht begünstigt, setzt dem die natürliche Zuchtwahl Schranken, indem diejenigen Männchen, welche durch den Federschmuck zu auffällig geworden, den Verfolgungen erliegen, noch bevor sie in die Lage kämen, die nachtheilige Färbung des Gefieders auf ihre Nachkommen zu überliefern.

Was die Beziehung der äusseren Einflüsse auf die Bildung von Farbentönen anbelangt, so ist es sicher, dass das Klima mehr verändernd als wie

bildend wirkt. Unser Hänfling hat im Norden Europas nur zur Zeit der Paarung eine rothe Brust, während diese auf Madeira im Süden, das ganze Jahr hindurch bluthroth gefärbt ist. Aehnlich wirkt die Nahrung, denn z. B. Papageien verändern ganz eigenthümlich die Farbe ihres Federkleides, wenn sie sich von gewissen Fischen nähren oder wenn man ihnen Krötegift unter die Haut injicirt. Das Füttern der Canarienvögel mit Cayenne-Pfeffer beeinflusst die Färbung bedeutend, indem davon die Thiere ein röthliches Federkleid erhalten. Ich muss hier bemerken, dass ich mich bezüglich der näheren Ursache dieser Erscheinung keine bestimmte Behauptung zu stellen getraue. Warum gerade die rothe Farbe dieses ungemein scharfen Gewürzes die Farbe des Vogels beeinflusst, während dies durch Reichung derselben Farbe aber in milder und anderweitiger Form und Mischung nicht erreicht wird, dies lässt nur die Vermuthung zu, dass durch hitzige Afficirung des Blutes und so indirect des Reproductions-systems das Thier in einen Zustand versetzt wird, welcher demjenigen zur Zeit der Paarung im Naturzustande ähnlich ist, und wo die Vögel bekanntlich grosse Neigung zur Abänderung und wahrscheinlich mehr Empfänglichkeit für die Aufnahme von in der Nahrung enthaltenen Farbstoffen besitzen.

Auch die Hautanhänge und die Augen unterliegen nach dem Gesetze der Variation einer fortwährenden Veränderung, was wir zunächst bei unseren Hühnern und Tauben finden. Aber in der Wildniss besitzen oft sogar die verschiedenen Geschlechter einer und derselben Vogelgattung verschieden gefärbte Augen und dieselben verändern sich zuweilen wieder mit zunehmendem Alter. So besitzen in einer ganzen Gruppe von Störchen die Männchen dunkelbraune, die Weibchen hingegen gelbe Augen, während bei den Hornvögeln die Augen der Männchen roth, die der Weibchen weiss gefärbt sind. Der südamerikanische Condor hat im ersten Jahre dunkelbraune Augen, welche sich im zweiten Jahre beim Männchen auf gelb, beim Weibchen auf roth verändern.

Die Zeichnung ist in der Wildniss ein Product natürlicher und sexueller, bei unseren domesticirten Vögeln aber zumeist ein solches der künstlichen Zuchtwahl. Sowohl Vögel, als auch Fische und selbst Säugethiere und Reptilien sind zumeist oben dunkler gefärbt, als am Unterleibe, weil sie dadurch vor den Blicken ihrer Feinde Schutz finden. Thiere, welche des Schutzes der Farbe in Folge kräftiger Waffen nicht bedürfen, zeigen den oben erwähnten Unterschied zwischen der oberen und unteren Fläche in nicht so ausgeprägter Weise mehr, oder der Unterschied verschwindet ganz. Ich muss aber hier beifügen, dass der erste Anlass zur Entstehung jener Verschiedenheit hauptsächlich dem Einflusse des Lichtes zuzuschreiben sein dürfte und sind dann diejenigen Individuen, welche so verändert wurden vor ihren Feinden stets mehr geschützt gewesen, als heller gefärbte, was ihnen dann auch mehr Aussicht gab, aus dem Kampfe um die Existenz siegend hervorzugehen, als den auffälligeren Individuen. — Unsere domesticirten Tauben, welche des Farbenschutzes wenig oder gar nicht bedürfen, zeigen aus dem der Sonne und dem Lichte weniger

ausgesetzten unteren Körperflächen häufig einen blassen, bläulichen oder schimmligen fahlen Stich, während die Partien des Rückens zumeist saftig in der Farbe sind.

Bei der Entwicklung des ornamentalen Gefieders stehen einzelne Körperstellen zu einander in einer eigenthümlichen Wechselbeziehung, so dass, wenn ein solcher Körper-Teil variiert, auch der andere correlativ zur Abänderung neigt. Bei unseren Hühnern ist dies durchwegs der Fall; in den meisten Rassen haben die Hähne am Halse und an den Weichen, bei Haubenhühnern auch am Kopfe, schön verlängerte Sichelfedern von ganz gleicher Structur und Farbe, wie wir dies u. a. bei den Crève Coeurs, Houdans, Paduanern, sowie bei den Gold- und Amherstfasanen vorfinden. — Das in diesen Fällen wirkende Naturgesetz, welches die Wissenschaft das Princip der correlativen Entwicklung nennt, beeinflusst auch die Bildung des so elegant gefitterten, betressten und gestrichelten Gefieders vieler unserer Haushühner, wobei der Umstand mitwirkt, dass die Structur einer jeden individuellen Feder allgemein dieselbe ist und sich demnach der Farbstoff über alle Federn in derselben gleichmässigen Art vertheilen muss, wie dies bei der Kreuzung weisser und rother Nelken oder Georginen statt hat, wobei jedes in seinem Gewebe völlig mit den anderen gleichgebauten Blütenblatt die zwei Farben an denselben Stellen aufnimmt, als wie die anderen Kronenblätter.

Unsere Züchter von Weissköpfen, Ganseln und anderen Rasetauben dürften wohl schon unzählige Male die Wahrnehmung gemacht haben, dass, wenn von den in einem Neste ausgeschlüpfen Jungen das eine zu viel Farbe hat, das andere davon meistens weniger besitzt, und ist das eine tiefdunkel gefärbt, so erscheint das andere in matterem Farbentone. Diese Beobachtungen leiteten mich zu dem Schlusse, dass der Farbstoff in einer bestimmten, constanten Menge vorhanden ist und nur in verschiedener Art vertheilt wird. — Die Lage des Embrios im Ei oder im Mutterleibe scheint die Vertheilung des Farbstoffes insoferne zu beeinflussen, als diejenigen Theile, welche sich berühren, in ein und derselben Farbe zu erscheinen pflegen. Und wie die Wirkung des Prinzipes der Vererbung in allen äusseren und inneren Erscheinungen zur Geltung kommt, so wird sich auch die Lage des Embrios zu vererben neigen und demnach aus derselben Ursache dieselbe Wirkung hervorgehen müssen. Bei unseren Hunden sind häufig die Füsse, die Schwanzspitze, sowie auch die vordere Nasenpartie weissgefärbt; viele Tauben haben eine „weissgespiesste“ Zeichnung an den Flügeln und auf weissem Kopfe erscheint oft ein dunkler Fleck etc., und es kann uns die genauere Betrachtung eines Embrios zu dem sicheren Schlusse leiten, dass diese Körpertheile im Ei oder im Mutterleibe eine solche Lage hatten, dass sie sich gegenseitig berührt haben oder dass der weisse Kopf auf einer anders färbigen Fläche auflag.

Dieselben Zeichnungen wiederholen sich immer wieder bei ganz verschiedenen Gattungen von wilden und gezähmten Vögeln; die sogenannten Augenflecken finden wir ebenso am Gefieder des Pfau-

hahnes, als bei mehreren Fasanenarten; wir finden sie sogar am Haarkleide mancher Säugethiere, an den Flügeln vieler Schmetterlinge und den Schuppen von Reptilien und Fischen; dasselbe gilt hinsichtlich der Striche oder Binden, welche wir bei Truthühnern, Tauben, Trappen und verschiedenen anderen Vogelarten antreffen. Die Structur der Gewebe jener Stellen des Gefieders, an welchen Binden zu erscheinen pflegen, hat sich bereits von den wilden Stammarten an durch unzählige Generationen hindurch fortvererbt und wurde somit derartig fixirt, dass, z. B. bei unseren Tauben, die Schwanz- und Flügelfedern auch dann zur Bildung jener Binden neigen, wenn die im Zustande der Domestication erfolgte Abänderung der blauen Farbe auf roth, gelb oder einen Mischungston erfolgt ist. — Wer mir's zugibt, dass die Farbe bei jedem Individuum in einer bestimmten, constanten Menge vorhanden ist, wird es auch begreifen können, dass sich eine dunkle Binde nur auf Kosten von Farbstoff des übrigen Gefieders bilden kann und dass somit bei allen, wie immer gefärbten Taubenrassen, welche Binden haben, die den letzteren zunächst gelegene Zone, weil sie Farbe an die Binden abgab, lichter erscheinen muss, während der entferntere Theil, also Brust und Hals, von der Wirkung jener Contraction weniger berührt und sonach dunkel blieben.

Die Bildung von Augenflecken unterliegt demselben Prozesse von Anziehung und Abstossung des Farbstoffes, und betrachten wir die einfachsten Flecke, wie z. B. beim Perlhuhn, so finden wir kleine, weisse Flecke von dunklen Scheiben umgeben, weil hier die dunkle Farbe von einem centralen Punkte entfernt und dieser somit hell ward, während der bei diesem Prozesse ausgeschiedene Farbstoff sich ringsherum zur Bildung einer dunklen Scheibe sammelte und mit den anderen derselben Art zusammenfloss, wenn dieselben nahe bei einander zu liegen kamen. — Ist dagegen der centrale Theil eines solchen Fleckes dunkel gefärbt, dann muss die umgebende Zone desshalb licht erscheinen, weil hier offenbar der dem früheren entgegengesetzte Process stattfand, dunkle Farbe zusammenfloss und die Zone, welche sie früher einzunehmen hatte, licht werden liess. — Beim Pfauhahn und einigen Fasanenarten entwickelten sich die Augenflecken aus simplen Uranfängen durch geschlechtliche Zuchtwahl zu einer wunderbaren Schönheit; aber so interessant es auch wäre, so muss ich doch des Raumes und der schwierigen, kostspieligen Zeichnungen wegen, die Erklärung der wahrscheinlich stufenweisen Entwicklung derselben hier übergehen.

Alle von der wilden Stammart abweichenden Zeichnungen unserer Hühner und Rasetauben sind lediglich Producte künstlicher Zuchtwahl, welche bei eintretender Verwilderung rasch und völlig zu verschwinden pflegen.

Und hiemit übergehe ich zum Schlusse meiner Abhandlung, in welcher ich bemüht war, auf dem uns allen gemeinschaftlichen Felde, die scheinbar dunklen Stellen und Erscheinungen mit dem Lichterglanze moderner Wissenschaften zu erleuchten. Vieles wollte ich mit diesen schlichten Worten deuten, mit einem Oellämpchen jenes weite Feld erhellen, das der Zauber unserer Seele in's Bereich seiner Be-

trachtungen gezogen hat. Die vielfachen Erscheinungen inneren und äusseren Lebens unserer Vogelarten, sie umgeben uns tagtäglich und werden erst verstanden, wenn wir sie studirt haben; ansonsten gleichen wir dem Fremden auf gänzlich fremder Erde, der inmitten menschlichen Treibens stehend alles hört und alles sieht, aber die Sprache nicht versteht, in der man zu ihm redet.

Unsere lieben Freunde, Zucht- und Sportsgenossen, welchen ich die vorstehende Abhandlung gewidmet, sie mögen daraus die Ziele und Zwecke, Ursachen und Wirkungen all' jener Erscheinungen erkennen, welche im Bereiche der ganzen organischen Welt unausgesetzt abwechseln; sie mögen jene Kräfte und Impulse deuten können, nach welchen alle Pracht erzeugt und jede Form gebildet ward durch die Wirkung dreier grosser Gesetze, der künstlichen, natürlichen und sexuellen Zuchtwahl.

Das Vorkommen der Steinmerle (*Petrocincla saxatilis*) am Rhein zwischen Coblenz und Bingen.

Vom Oberförster Hugo Schirmer in St. Goar am Rhein.

Die Steinmerle, auch am Rhein „einsamer Spatz“ genannt, die wegen der schönen Farben des Männchens und dessen ansprechenden Gesanges ein von Liebhabern sehr gesuchter, im Allgemeinen seltener und scheuer Vogel ist, kommt in steilen Felspartien im Rheingebirge von Coblenz aufwärts bis Bingerbrück vor. Wahrscheinlich auch hie und da an der Mosel.

Von mir ist der Vogel Ausgangs der 50ger Jahre schon in Felspartien an dem Laubach bei Coblenz, sowie auch bei dem Dorfe Lay an der Mosel, in der Nähe von Coblenz, gesehen, ausserdem von 1867 ab in St. Goar am Rhein und im Rheinthale bis Bingerbrück beobachtet worden. Ein Nest der Steinmerle habe ich nicht zu Gesicht bekommen, doch ist mir von Arbeitern und Bahnwärtern an der das Rheinthale durchziehenden linksrheinischen Eisenbahn versichert worden, dass sie auf ihren Arbeitsstrecken den „einsamen Spatz“ nicht allein gesehen und gehört, sondern auch ab und zu dessen Nest gefunden hätten. Dasselbe soll versteckt und mit grosser Anstrengung nur zu erreichen sein, 4 bis 5 Eier, beziehungsweise Junge enthalten, welche zum Verkaufe an Vogelliebhaber entnommen und grossgezogen werden. So ist nach meinen gesammelten Aufzeichnungen im Jahre 1876 bei dem Dorfe Niederhirzenach, 4 Kilometer unterhalb St. Goar, in St. Goarshausen, gegenüber St. Goar und in Trechtingshausen, 8 Kilometer oberhalb St. Goar, das Nest von *Petrocincla saxatilis* vorgefunden, beziehungsweise ausgehoben worden.

Ich selbst habe den Vogel zwischen St. Goar und Oberwesel in den dort befindlichen Felspartien Kammereck und Taubenwerth in den Jahren 1877, 1883 und 1885 gesehen und auch von dem am Kammereck stationirten Bahnwärter Schwarz bestätigt erhalten, dass die Steinmerle alle Jahre von ihm in den Felsen des Kammerecks und zuletzt

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mittheilungen des Ornithologischen Vereins in Wien](#)

Jahr/Year: 1890

Band/Volume: [014](#)

Autor(en)/Author(s): Curry A.

Artikel/Article: [Ueber Farbe und Zeichnung 346-350](#)